

NICOLE
OBERMEIER



LESEPROBE

Riskier dein Herz

 FOREVER 



Die Autorin

Nicole Obermeier wurde 1988 in Leipzig geboren. Nach ihrem Studium der Bibliotheks- und Informationswissenschaft lebt sie heute gemeinsam mit ihrem Freund in Südthüringen, wo sie als Bibliothekarin arbeitet. Ihre Liebe zu Büchern macht sich nicht nur in ihrem Beruf, sondern auch in ihrer Freizeit bemerkbar. Die Ideen zu ihren Geschichten kommen ihr bei

ausgedehnten Waldspaziergängen mit ihrem Hund, beim Autofahren und Musikhören.

Das Buch

Judy hängt in den Seilen. Sie hat sich von ihrem Freund getrennt und muss nach dem Abi herausfinden, was sie mit ihrem Leben überhaupt anfangen will. Kurzerhand nimmt sie einen Job in einem Café an, um erst mal an Geld zu kommen. Ihre neue Kollegin dort kann Judy jedoch so gar nicht leiden. Und deren Bruder Ben noch weniger, der offenbar jede Woche eine andere im Bett hat. Klar, er sieht unverschämt gut aus und löst irgendwie ein Kribbeln in ihrem Bauch aus. Aber Judy ist sich ziemlich sicher, dass es mit ihnen niemals klappen könnte ...

Ben lässt keine Gefühle mehr zu. Zu sehr haben die ihm in der Vergangenheit Kummer bereitet, in der er viel zu früh erwachsen und für seine kleine Schwester da sein musste. Jetzt will er bloß kein Drama. Lieber hängt er mit seinen Jungs ab und schiebt eine schnelle Nummer mit einer Frau, die genauso

ungebunden ist wie er. Doch immer wieder läuft ihm diese Judy über den Weg und er bekommt sie nicht mehr aus seinem Kopf. Und plötzlich glimmen Emotionen auf, die Ben längst begraben geglaubt hatte ...

Nicole Obermeier

Ben & Judy. Riskier dein Herz

Roman



Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Originalausgabe bei Forever.

Forever ist ein Digitalverlag der Ullstein Buchverlage GmbH,
Berlin

August 2016 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2016

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Titelabbildung: © FinePic®

Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95818-124-3

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Für Ingrid und Franzl – meine liebsten Freundinnen für alle
Bücher und Lebenslagen

Kapitel 1 – Judy



Endlich hat dieser furchtbare Tag ein Ende. Mit gesenktem Kopf schleiche ich über den Gang, meinem Feierabend entgegen. Meine Clogs erzeugen auf dem graublauen Linoleumboden ein Geräusch, das ich in den letzten Wochen zu hassen gelernt habe. Als ob es nicht reichen würde, dass diese Schuhe furchtbar hässlich sind, kündigen sie mich schon von Weitem an und machen es mir damit unmöglich, mich zu verstecken. Dabei will ich mich einfach nur in Luft auflösen.

Ich überlege gerade, ob ich sie ausziehen und auf Strümpfen zum Fahrstuhl schleichen soll, als sich Oberschwester Miriam plötzlich wie aus dem Nichts vor mir aufbaut und ihre Hände in die ausladenden Hüften stemmt.

»Sind Sie endlich fertig?«, blafft sie mich an. Ihre überschminkten Knopfaugen mustern mich einige Sekunden, bevor sie einen Schritt zurücktritt und die Nase rümpft. Ich versuche, meinen Zopf unauffällig von der Schulter auf meinen Rücken zu schieben, als mir der ekelhafte Gestank ebenfalls in die Nase steigt.

Schwester Miriam wedelt mit ihrer dicken Hand vor ihrem noch dickeren Gesicht herum. »Gehen Sie schon! Das ist ja nicht auszuhalten.«

Ich nicke erleichtert und bringe ein piepsiges »Schönen Feierabend« heraus, bevor ich mir selbst auf die Zunge beiße.

Blitzartig schießt Miriams rechte Augenbraue in die Höhe und verschwindet unter dem Ansatz ihres Ponys. »Der ist erst in vier Stunden.« Damit macht sie auf dem Absatz kehrt und verschwindet in der Teeküche, während ihre schrille Stimme

noch einige Sekunden lang in meinen Ohren klingelt. Als sie endlich außer Sichtweite ist, atme ich erleichtert aus. Und wieder ein großer Fehler. Sofort breitet sich der säuerliche Geruch mit voller Heftigkeit in meiner Nase aus.

Meinen Spind erreiche ich schneller, als ich es nach diesem endlos langen Tag für möglich gehalten hätte. In rekordverdächtigem Tempo ziehe ich mich um, wickele mich in meinen Mantel und ziehe meine Mütze tief in die Stirn. Vielleicht hilft es ja. Am Empfang melde ich mich ordnungsgemäß ab und entschlüpfe nach draußen in die kalte Februarluft.

Auf dem Weg zur U-Bahn versuche ich so viel Abstand wie möglich zwischen mich und die Klinik zu bringen. Praktikum im Krankenhaus – so eine Schnapsidee. Warum hatte ich mich nochmal darauf eingelassen? Ach ja: *Du kannst nicht ein Jahr lang zu Hause faulenzten*, hat meine Mutter gesagt. *Du musst dich entscheiden, was du mit deinem Leben anfangen willst. Dir stehen alle Möglichkeiten offen.*

Du musst etwas Anständiges lernen, mein Schatz, hat Pa ihr beigepflichtet. *Du sollst es schließlich einmal besser haben als wir.*

Deshalb bin ich hier gelandet. Aus meinem natürlichen Lebensraum herausgerissen und in die Großstadt umgepflanzt, wo ich mich fühle wie eine Tanne in der Wüste. Die kleine Judy Groß, völlig fehl am Platz. Und mit einem netten Rest Kotze im Haar. Vielen Dank, Frau Mehlinger. Wieder muss ich seufzen. Ich sollte meinen Frust nicht an ihr auslassen. Frau Mehlinger ist nur eine alte, einsame Frau, die ihre Körperfunktionen nicht mehr im Griff hat. Und ich bin zufällig die armselige Praktikantin, die es heute abgekriegt hat.

Morgen um die Zeit wird alles besser. Mit diesem Gedanken betrete ich die U-Bahn-Linie sechs, die mich hoffentlich nach Hause bringt, ohne dass jemandem der Gestank auffällt, der unter meiner Mütze in den überhitzten Waggon wabert. Doch

meine Hoffnung zerplatzt wie eine dicke Seifenblase, als eine Station später eine Horde angetrunkener Kerle in mein Abteil drängt. Aus ihren Smartphones schallt ein Rap-Song in ohrenbetäubender Lautstärke und furchtbar schlechter Qualität. Einigen Passagieren entlockt das ein entrüstetes Kopfschütteln, aber die meisten ignorieren die Truppe demonstrativ.

Zu meinem Pech breiten sich die Jungs ausgerechnet vor meiner Sitzbank aus und verschütten ihr Billigbier in alle Richtungen – auch auf meinem Rucksack.

»Oooh, sorry, Süße. Das wollt' ich nich'«, säuselt ein Typ in Jogginghosen und hängt mir seine grobgliedrige Goldkette gefährlich nah vor die Nase, während er sich tief zu mir herunterbeugt. Er streckt seine beringten Finger nach meinem Rucksack aus, aber ich ziehe ihn schnell an mich.

»Schon gut«, versuche ich ihn zu beschwichtigen und setze dabei ein verrutschtes Lächeln auf.

Goldkettchen beugt sich noch ein Stück näher zu mir und entblößt einen abgebrochenen Schneidezahn, als er mich angrinst. »Du bist süß.« Seine Augenbrauen wackeln anzüglich.

Ich glaube, mir wird gleich schlecht.

Seine drei Kumpels grölen und feuern ihn an. Doch plötzlich zieht er die Nase kraus und macht einen Schritt zurück. »Du stinkst nach Kotze!«

Als die U-Bahn unsanft um eine Kurve ruckelt, fällt er einem seiner Kumpels in den Schoß.

»Bist du schwul oder was? Beweg deinen Arsch von mir runter!«, schreit der ihn an und schubst ihn wieder zurück in meine Richtung. Bevor ich reagieren kann, fliegt der Idiot gegen das Fenster und drückt sein versiffes, nach Rauch und Bier stinkendes T-Shirt in mein Gesicht. Ich ducke mich unter ihm weg und wische mir angewidert mit dem Ärmel übers Gesicht. Der Kerl landet auf dem Platz neben mir und legt mir

seinen Arm um die Schultern. Ich will ihn abschütteln, doch er drückt mich nach unten und blitzt mich gefährlich an.

»Was denn? Sag bloß, ich bin dir nicht gut genug? Hast du mal an *dir* gerochen?« Sein Atem stinkt nach einer Mischung aus Bier, Schnaps und Rauch und sein Gewicht lastet schwer auf meinen schmalen Schultern.

Ich sehe mich verzweifelt nach Hilfe um, doch die meisten Passagiere sind mit ihren Smartphones beschäftigt. Niemand nimmt Notiz von mir. »Lass mich los, du tust mir weh«, fahre ich den aufdringlichen Kerl an.

Seine Kumpels grölen noch lauter, einer hat sein Handy gezückt und filmt uns. Goldkettchen streicht sich mit einer Hand über seine raspelkurzen Haare, mit der anderen quetscht er mein Kinn zusammen und zwingt mich, ihn anzusehen. »*Du tust mir weh*«, äfft er mich nach und grinst. »Stell dich nicht so an, Süße. Du stinkst zwar, aber eigentlich bist du ganz niedlich.« Er kommt immer näher und ich versteife mich unter seinem harten Griff. Mir wird schlecht. Der wird mich doch wohl nicht küssen wollen? Oder noch Schlimmeres? Ich stemme mich so weit in meinem Sitz zurück, wie es unter dem Gewicht seines Körpers möglich ist. In meinen Augenwinkeln sammeln sich die ersten Tränen.

»Die U-Bahn ist kameraüberwacht«, flüstere ich heiser. Sein Kumpel hält das Smartphone direkt auf mich und meine Augen zucken panisch zwischen ihm und meinem Angreifer hin und her. Plötzlich steckt er das Telefon weg und zerrt den Typen ruckartig zurück.

»Die Alte hat recht. Hier hängen überall Kameras. Lass gut sein.«

Goldkettchen will protestieren, aber in diesem Moment fahren wir an der nächsten Station ein und einige Leute wollen an ihm vorbei. Ich nutze den Moment der Verwirrung und springe von meinem Platz auf. Bevor die Kerle überhaupt

mitkriegen, dass ich weg bin, renne ich schon die Stufen hinauf ins Freie.

Schwer atmend stütze ich mich auf meine Oberschenkel und werfe meinen Rucksack in den Schnee. Mein Zopf fällt mir auf die Brust und sofort ist der Gestank nach Erbrochenem zurück. Ich spüre mein Herz wild gegen meine Rippen hämmern und fühle heiße Tränen auf meinen Wangen, als ich zusammensacke und auf dem eiskalten, schneevermischten Gehweg sitze bleibe. Ein Heulkampf, wie ich ihn seit meiner Kindheit nicht mehr erlebt habe, schüttelt mich durch und mir wird abwechselnd heiß und kalt.

Ich weiß nicht, wie lange ich so dasitze. Die wenigen Leute, die um diese Zeit noch unterwegs sind, machen einen großen Bogen um mich. Niemanden kümmert es, was mit mir los ist. Bestimmt halten sie mich für verrückt. Ich könnte einfach tot umfallen und niemand würde stehen bleiben.

Diese schreckliche Stadt mit ihren gleichgültigen Bewohnern schert sich einen Dreck um Menschen wie mich.

»Judy, was ist denn los?« Die Stimme meiner Ma überschlägt sich fast.

Ich ziehe die Nase hoch und schniefe ins Telefon: »Ich habe einfach nur einen anstrengenden Tag hinter mir.«

Stille.

»Willst du mir davon erzählen?«

Ich schüttele den Kopf, aber dann merke ich, dass sie das ja gar nicht sehen kann. »Nein, Mama. Ich will einfach nur in die Badewanne und dann ins Bett.«

»Na gut, wie du meinst. Reiß dich aber morgen zusammen. Du willst doch einen guten Eindruck hinterlassen.«

Im Hintergrund höre ich meinen Vater leise murmeln: »Vielleicht war das Praktikum doch keine gute Idee.«

»Aber irgendwas muss sie doch studieren, Holger«, entrüstet sich meine Mutter lautstark. Dann fällt etwas scheppernd zu Boden.

»Was war das?«, ruft mein kleiner Bruder im Hintergrund.

»Das Backblech. Alles gut, mein Schatz«, beruhigt ihn meine Mutter und wird dann wieder lauter: »Morgen ist dein letzter Tag im Krankenhaus und danach hast du Zeit, dein Praktikum Revue passieren zu lassen. Vielleicht erkennst du ja dann, dass ein medizinischer Beruf doch nicht so verkehrt ist.«

Ich ziehe lautstark die Nase hoch und höre das entrüstete Schnauben meiner Mutter. Sie hasst es, wenn Leon oder ich das tun.

»Das werde ich bestimmt *nicht* tun. Morgen Abend mache ich einen Haken dran und vergesse dieses blöde Praktikum. Und dann betrinke ich mich, bis ich nicht mehr stehen kann.« Meine Stimme ist hart und schneidend.

»Du weißt genau, dass du so nicht reden sollst! Dein kleiner Bruder ist im Raum!«, zischt Mama vorwurfsvoll.

Ups. Ich vergesse immer, dass sie die Gespräche auf Freisprechanlage umschaltet.

»Judy betrinkt sich! Judy betrinkt sich!«, trällert Leon im Hintergrund und hüpf dabei laut durchs Zimmer.

Für einen kurzen Moment muss ich grinsen, aber dann reiße ich mich wieder zusammen. »Tut mir leid, Mama. Der Tag war schrecklich. Ich freue mich trotzdem, euch morgen zu sehen. Vergessen wir's einfach, okay?«

Mama seufzt, als würde sie die Last der Welt auf ihren Schultern tragen. »Bis morgen.« Dann legt sie auf.

In diesem Moment schließe ich meine Wohnung auf und trete in den dunklen Flur. Endlich wird es still um mich. Die Geräusche der Stadt sind verschwunden, der schiefe Gesang meines kleinen Bruders ist verstummt. Ich schalte das Licht

an und wünsche mir im gleichen Moment, es nicht getan zu haben. Auf meinem Bett stapeln sich die Klamotten, in der Spüle das Geschirr. Seufzend gehe ich ins Badezimmer, das auch dringend mal wieder geputzt werden müsste, und lasse Wasser in die Wanne ein.

Meine Einraumwohnung passt genauso wenig in diese hippe Stadt wie ich. Sie ist klein und unscheinbar und außer mir würde sie wahrscheinlich niemand haben wollen, aber dafür ist sie günstig und liegt zentral. Leider wird sie dadurch auch nicht ansehnlicher, aber ich habe mich trotzdem für sie entschieden. Oder vielleicht auch gerade deshalb. Wir Außen-seiter müssen schließlich zusammenhalten.

Kapitel 2 – Ben



Scheiße. Scheiße. Scheiße. Wieso hat der verfluchte Wecker nicht geklingelt?

Nachdem ich die Bettdecke von meinen Beinen gestrampelt habe, falle ich seitwärts aus meinem schmalen Bett heraus. Zwar kann ich mich gerade so mit den Armen auf dem Teppich abstützen, schlage mir dafür aber den Kopf an meinem Nachttisch an. Oder was man so Nachttisch nennt. Eigentlich handelt es sich bloß um einen umgedrehten Bierkasten mit einer wackeligen Sperrholzplatte oben drauf, die mir gerade sehr schmerzhaft in die Schulter schneidet.

»Ben?«, höre ich es dumpf aus dem Zimmer nebenan.

»Beweg deinen Arsch, wir kommen zu spät!«, schreie ich zurück und bemerke, wie kratzig meine Stimme klingt. Das geht ja gut los. Die Heinrich bringt mich um.

Sagenhafte zehn Minuten später stopfe ich mir mit einer Hand das Shirt in die Hose, während ich mit der anderen halbherzig meine Zähne putze.

»Keine Zeit für Frühstück«, rufe ich, schnappe mir einen Apfel aus dem ansonsten vollkommen leeren Obstkorb und werfe ihn Toni gegen den Bauch.

»Hey, das tut weh«, flucht sie und packt ihn widerwillig in ihren Rucksack, der von den Heftern und Schulbüchern vollkommen verbeult ist. Ohne ein weiteres Wort ziehe ich sie am Arm in den Flur hinaus und krame in meiner Jacke nach dem Autoschlüssel.

Keine zwei Minuten später brettern wir vom Parkplatz auf die Hauptstraße.

An der Ampel sehe ich Toni dabei zu, wie sie ihre Augen dick mit Eyeliner umrandet und mindestens zehn Schichten Mascara auflegt. Und das alles in unter einer Minute. Als mein rostiger Corsa bei Grün wieder in die Gänge kommt, steckt sie ihr Schminkzeug zurück in die Tasche und betrachtet sich zufrieden im Spiegel. »Na, wie sehe ich aus?«

»Der schönste Emo weit und breit«, antworte ich grinsend und handele mir prompt einen Schlag auf die Schulter ein, der mich fast das Lenkrad verreißen lässt.

»Halt die Klappe!« Toni zupft gerade ihre kurzen dunkelbraunen Haare zurecht, als ich auch schon quietschend vor ihrer Schule halte. Sie schenkt mir ihr schönstes Zahnpastälächeln, knufft mich in die Seite und springt fröhlich hinaus in diesen eiskalten und jetzt schon vollkommen beschissenen Tag.

Thank God it's Friday. Tief durchatmen, Standpauke abholen und die Schicht hinter mich bringen. Danach sieht die Welt gleich ganz anders aus. Diese Gedanken bete ich mantaraartig vor mich hin, als ich mit nur fünfzehn Minuten Verspätung die Empfangshalle des *Thienemann Media Tower* betrete und mich auf den Weg zu den Fahrstühlen mache. Dabei renne ich fast ein Mädchen über den Haufen.

»Pass doch auf«, flucht sie, doch als sie mich ansieht, ver-schwindet der wütende Ausdruck aus ihrem Gesicht. Zurück bleibt ein kleines Lächeln.

Mein Blick gleitet über das zierliche Mädchen, das mich jetzt ziemlich interessiert mustert. Gott, sie ist heiß! Und irgendwo habe ich sie schon mal gesehen. Hoffentlich ist sie keine von meinen One-Night-Stands. Es könnte sonst ziemlich peinlich werden, wenn sich herausstellt, dass die Kleine hier arbeitet. Andererseits: Wenn ich dieses heiße Mädchen schon mal abgeschleppt hätte, würde ich mich bestimmt an sie erinnern.

»Sorry«, gebe ich lässig zurück. In diesem Moment fällt mir wieder ein, wer sie ist: die Tochter vom Oberboss. Wie sie heißt, hab' ich allerdings vergessen. Ich kann mir einfach keine Namen merken. In Gedanken taufe ich sie Barbie. Mit ihren pinken Stöckelschuhen und dem schwarzen, eng anliegenden Overall, der mehr Ausschnitt zeigt, als er sollte, sieht sie nämlich genauso aus. Fehlt nur noch der Chihuahua, der aus ihrer Designertasche hechelt.

Die Fahrstuhltüren öffnen sich und ich gehe einen Schritt zurück, um Barbie den Vortritt zu lassen. Sie lächelt kokett und wirft sich das blonde Haar über die Schulter. Ich glotze unverhohlen in ihren Ausschnitt, als sie an mir vorbeiläuft. Sie drückt die Schultern noch ein bisschen weiter durch und ihr hochgepushtes B-Körbchen springt mir fast ins Gesicht.

»Spät dran heute?«, fragt sie und bohrt ihre grünen Augen in meine. Ich kann ihre lüsternen Gedanken förmlich lesen. Für einen kurzen Moment verschlägt es mir sogar die Sprache. Ich bin es nicht gewohnt, dass mich *solche* Frauen anbaggern, aber ich habe mich sofort wieder im Griff und lehne mich lässig gegen die Fahrstuhlwand.

»Wurde etwas länger gestern«, gebe ich zu und halte Barbies Blick stand. Mit einer gewissen Genugtuung stelle ich fest, dass sie ein wenig errötet, bevor sie ihr riesiges Smartphone aus der Tasche zieht. Auf der pinken Schutzhülle blitzt mir eine Armee von Swarovskisteinen entgegen.

»Dann hoffe ich, dass du keinen Ärger bekommst. Falls dir doch jemand Stress machen sollte: Du findest mich neben dem Chefbüro. Ich lege gerne ein gutes Wort für dich ein.«

Oha. War das etwa eine Einladung? Als sie meine Irritation bemerkt, kommt die kleine Thienemann einen Schritt auf mich zu und ich kann ihr süßes Parfum riechen. »Ich verbringe mein Praxissemester in der Firma.« Ihr lackierter Zei-

gefingert streicht über meine Brust und hinterlässt eine Gänsehaut auf meinen Armen.

Was soll mir diese Auskunft jetzt sagen? Ich weiß ja nicht mal, wie sie heißt, aber offenbar sollte ich das anscheinend. Ihrem Vater gehört der ganze verdammte Tower und sie wird höchstwahrscheinlich auch mal ein hohes Tier in der Firma werden.

»Dann wünsche ich dir einen guten Start«, sage ich und setze dabei mein *Mister-Charming*-Lächeln auf, bei dem fast jede Frau schwach wird. Auch bei Barbie verfehlt es seine Wirkung nicht.

In diesem Moment erreichen wir das dritte Stockwerk und ich will gerade aussteigen, als sie mich zurückhält. Dafür, dass sie so dünne Arme hat, ist ihr Griff erstaunlich fest.

»Danke«, erwidert sie lächelnd, »ich bin übrigens Elisabeth, aber alle nennen mich Liz.«

»Ben«, gebe ich etwas zu hastig zurück und stolpere fast in den Gang. Ich starre den Fahrstuhl noch ein paar Sekunden lang an, nachdem Liz hinter der sich schließenden Tür verschwunden ist.

»Die kannst du dir gleich wieder aus dem Kopf schlagen«, begrüßt mich Jonas schulterklopfend und holt mich in die Realität zurück. »Die spielt in einer ganz anderen Liga, mein Freund.«

»Danke für den Hinweis. Weiß ich selbst«, antworte ich eine Spur zu scharf, »aber sie hat *mich* angemacht. Nur zur Info.«

»Ja, Mann, träum weiter«, gibt er grinsend zurück und schüttelt den Kopf. »Die Heinrich ist heute noch angepisster als sonst. Ich hoffe, du hast eine gute Erklärung für deine Verspätung.« Mit einem unheilvollen Blick auf die große Wanduhr verschwindet Jonas in seinem Büro und überlässt mich meinem Schicksal. Doch bevor ich mir auch nur ansatzweise Gedanken über eine Ausrede machen kann, poltert Simone

Heinrich auch schon in den Gang und baut sich drohend vor mir auf, während sie mir gleichzeitig die Pläne in die Hand drückt.

»Na, Engelchen. Auch schon ausgeschlafen?«

Ich bin ja sonst nicht zimperlich, aber diese Frau macht mir definitiv Angst.

»Tut mir leid, Simone. Ich stand im Stau«, erkläre ich und versuche mich an einem mitleiderregenden Dackelblick.

Sie mustert mich kurz, dann seufzt sie und schickt mich händewedelnd zurück zum Fahrstuhl. »Theo hat sich krank gemeldet. Du musst seinen Bezirk übernehmen. Beeil dich.«

Erleichtert nehme ich die Pläne an mich, doch als ich mich gerade zum Fahrstuhl umdrehe, hält ihre schneidende Stimme mich zurück. »Du kannst von Glück reden, dass wir im Moment unterbesetzt sind. Bei mir kommt man nämlich nur ein Mal zu spät.« Ihre Worte stoßen mir unangenehm auf. Die Botschaft ist angekommen.

»Kommt nicht wieder vor«, versichere ich und verschwinde im Fahrstuhl. Auf dem Weg ins Untergeschoss atme ich tief durch und verfluche diesen beschissenen, menschenunwürdigen, unterbezahlten Job zum millionsten Mal. Wenn Toni und ich nicht auf die Kohle angewiesen wären, würde ich sofort hinschmeißen. Aber das ist nicht drin.

Lustlos überfliege ich die Papiere. Drei Stadtbezirke stehen heute auf dem Plan. Plus einer von Theo. Das wird ein langer Freitag.

Als ich am Nachmittag zurück zum Tower komme, dämmert es bereits. Ich lenke das Fahrrad zu seinem Stellplatz und schließe es ab, während ich leise vor mich hin fluche, weil ich mal wieder der letzte Kurier bin, der seine Tour beendet. Ich reiße mir das grellgrüne Basecap vom Kopf und fahre mir durch die strähnigen Haare, die mir verschwitzt am Kopf kle-

ben. Als ich in den Spiegel schaue, leuchten mir meine knallrot gefrorenen Wangen entgegen. Kleine geplatze Äderchen bedecken mein Gesicht. Ich sehe aus wie ein verdammter Alki. Ich sehe aus wie *sie*. Angewidert schäle ich mich aus den gefrorenen Klamotten und steige in die Dusche.

Was für ein beschissener Tag. So wie jeder andere Tag in dieser gottverdammten Firma. Nicht zum ersten Mal stelle ich mir vor, wie ich nach oben fahre, wo um diese Zeit natürlich niemand mehr arbeitet, die Türen eintrete, ein kleines Feuer lege, den ganzen Scheißladen abfackele und wie ein verrücktes Rumpelstilzchen durchs Foyer tanze ... und danach vermutlich für immer im Knast verrotte. Das ist es dann doch nicht wert. Und Toni kann ich das auch nicht antun. Nur noch drei Monate muss ich unbezahlte Überstunden und dieses cholerische Mannsweib von einer Chefin ertragen und dann ... dann kann ich endlich hinschmeißen. Und mir einen anderen beschissenen, unterbezahlten Job suchen, der keine Berufsausbildung erfordert. Was bin ich nur für ein elender Loser geworden!?

Als ich mich nach dem Duschen umziehe, kündigt mein Handy eine Nachricht an: *18 Uhr in der Garage*. Genau das, was ich jetzt brauche.

Nachdem ich den Corsa von einer dünnen Schneeschicht befreit habe, drehe ich das Radio auf volle Lautstärke und irgendein Super-Sommerhit aus den Neunzigern dröhnt mir entgegen. Wer ist bei diesen Radiosendern eigentlich für die Songauswahl verantwortlich? Erst läuft drei Mal der gleiche Scheiß in der Stunde und dann schieben sie das Beste aus der Steinzeit dazwischen. Weil das CD-Teil nicht mehr funktioniert, bleibt mir aber nichts anderes übrig, als mir den Mist reinzuziehen, wenn ich nicht im Stillen heimfahren will. Und das kommt gar nicht in Frage. Stille bedeutet, allein mit mei-

nen Gedanken zu sein. Ich drehe die Lautstärke noch lauter auf.

Die Jungs begrüßen mich mit Handschlag und werfen ihre Schultern gegen meine.

»Du siehst beschissen aus«, stellt Jesus fest und schließt das Tor hinter mir. Eigentlich heißt er Christian, aber solange ich ihn kenne, nennen alle ihn Jesus.

Summi und Wolfgang fallen wie zwei nasse Säcke in ihre Klappstühle zurück und prostern sich mit ihren Sternis gegenseitig zu.

»War ein extrem beschissener Tag«, ist die einzige Auskunft, die ich bereit bin, zu geben.

Die Jungs nicken wissend und Jesus reicht seinen Joint an mich weiter. »Hier, nimm 'nen Zug Engelchen, dann geht's dir gleich besser.«

Kurz muss ich daran denken, dass die Heinrich mich heute früh ebenfalls sogenannten hat und verziehe angewidert das Gesicht. Es wird eindeutig Zeit, dem Tag ein entspanntes Ende zu verpassen.

Zwei Stunden später fühle ich mich wie ausgewechselt. Die Wut ist verflogen und zum ersten Mal in dieser Woche würde ich meinen Zustand als relaxed, wenn nicht sogar glücklich bezeichnen. Jesus erzählt gerade von seiner neuesten Eroberung. Irgendeine superheiße Mandy oder Sandy, die aus Sachsen hergezogen und angeblich total verrückt nach ihm ist. *Ganz bestimmt.* Dass eine Braut auf meinen Kumpel mit den dünnen, langen Haaren und der runden Harry-Potter-Brille stehen soll, kann keiner so richtig glauben. Doch dann zieht Jesus sein neues Samsung aus der Tasche und zeigt uns den Fotobeweis. Gar nicht mal schlecht, die Kleine. Wir klopfen

ihm anerkennend auf die Schultern und Jesus platzt fast vor Stolz.

In diesem Moment klingelt mein eigenes Telefon und ich schaffe es nur mit Mühe, es aus den Tiefen meiner Winterjacke zu befreien. »Unbekannte Nummer«, murmele ich und merke dabei, wie schwer meine Zunge ist.

»Lass einfach stecken«, dröhnt Summis tiefe Stimme zu mir herüber.

Doch in meinem Magen breitet sich ein ungutes Gefühl aus, das sich auch prompt bestätigt, als ich das Gespräch annehme.

»Herr Engel? Hier ist Schwester Carola aus dem St. Anna-Krankenhaus. Sind Sie der Bruder von Antonia Engel?«

Mein Herz setzt einen Schlag aus. Plötzlich bin ich hellwach. »Ja?«, krächze ich.

»Frau Engel hat Sie als Notfallnummer angegeben. Bitte kommen Sie vorbei.«

Meine Beine knicken unter mir ein. »Was ist denn passiert?«

»Darüber kann ich Ihnen am Telefon keine Auskunft geben. Kommen Sie bitte ins Krankenhaus.«

Ich drücke das Gespräch weg und merke, wie still es auf einmal in Jesus' Garage geworden ist.

»Du siehst ganz blass aus, Alter«, stellt Summi fest.

»Ich muss ins Krankenhaus. Meiner Schwester ist was passiert«, bringe ich mühsam heraus, dann bin ich auch schon auf dem Weg zum Tor.

»Hey, warte! Du kannst jetzt unmöglich Auto fahren«, ruft Jesus und zerrt mich zurück in die Garage. »Wenn die Bullen dich anhalten, bist du dran.«

Scheiße, er hat recht. Unschlüssig blicke ich zwischen den Jungs und meinem Corsa hin und her. Hier kann niemand mehr fahren.

Jesus zückt sein Handy. »Ich ruf' Sandy an.« Als er meinen schockierten Blick auffängt, fügt er noch hinzu: »Keine Widerrede!«

Kapitel 3 – Judy



Ich kann es kaum glauben, aber ich habe es fast geschafft. Meine Schicht und dieses schreckliche Praktikum sind so gut wie vorbei. Meine Laune bessert sich von Minute zu Minute und mit einem Mal kommen mir die letzten sechs Wochen gar nicht mehr so schlimm vor. Nur noch wenige Handgriffe trennen mich vom Ende dieses Alptraums.

Ich räume die leeren Kaffeetassen aus dem Besucherraum in den Geschirrspüler und schlage die Tür mit einem saftigen Ruck zu, als Schwester Carola nach mir ruft. Mit einem Blick auf die Uhr stelle ich fest, dass mich noch fünfzehn Minuten von meinem wohlverdienten Feierabend trennen. Mist. Zu früh gefreut. Betont locker schlendere ich auf den Gang hinaus. »Was gibt's?«

»Judy, schau doch mal nach der Patientin in Zimmer achtundzwanzig. Die hat gerade geklingelt.«

Mürrisch stapfe ich den Gang entlang. Das ist eigentlich Carolas Aufgabe, aber diesen Hinweis schenke ich mir.

Ich klopfte kurz an die Tür und stecke dann vorsichtig den Kopf hinein. »Sie haben geklingelt?«

Das Mädchen, das mich mit verkniffenem Gesicht und frisch genähter Platzwunde auf der Stirn mürrisch anschaut, sieht jünger aus als ich. Und angsteinflößend.

»Was glotzt du so?«, motzt sie mich an. »Wer bist du überhaupt? Du siehst nicht wie eine Krankenschwester aus.«

Ich versuche professionell zu wirken und den Anblick ihres verschmierten, dunklen Augen-Make-ups zu ignorieren. »Ich

bin Judy Groß, die Praktikantin«, erkläre ich. »Was kann ich für dich tun? Soll ich eine Schwester oder einen Arzt holen?«

Die Göre bricht in schallendes Gelächter aus – oder zumindest würde sie das wohl gerne –, bevor sie schmerzhaft zusammenzuckt und die Hand auf ihre linke Seite presst. »Judy Groß? Guter Witz. Was für ein unpassender Name für so eine ... kleine Person.«

Ich atme tief durch und zähle in Gedanken bis zehn. Diese Sprüche habe ich schon so oft gehört. Da stehe ich mittlerweile drüber. Ich werde jetzt nicht damit anfangen, mich über dieses vorlaute Mädchen aufzuregen. Nicht jetzt, zehn Minuten, bevor ich meine Dienstkleidung in die Ecke werfen und das Krankenhaus für immer verlassen kann.

Die Emo-Göre mustert mich noch eine Weile, dann seufzt sie und murmelt: »Ich will hier raus.«

»Soll ich dir beim ... Aufstehen helfen?« Unsicher gehe ich einige Schritte auf sie zu.

In diesem Moment wird die Tür hinter mir schwungvoll aufgerissen und die Klinke bohrt sich schmerzhaft in meinen Rücken.

»Was zum–«, setze ich an, weiß jedoch eine Sekunde später nicht mehr, was ich eigentlich sagen wollte. Der Anblick des jungen Mannes, der in den Raum stürmt, verschlägt mir komplett die Sprache.

»Was ist passiert?«

Mich völlig ignorierend setzt er sich zu ihr und nimmt die Hände des Mädchens in seine. Sie sieht ihn mit großen braunen Augen an, während er über ihre kurzen Haare streicht. Es ist herzerreißend. Die Liebe zwischen den beiden ist fast greifbar. Seufzend trete ich einen Schritt zurück und rudere mit den Armen über meinem Kopf, um ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. »Braucht mich hier noch jemand?«

»Hol mir einen Arzt. Ich will nach Hause«, befiehlt das Mädchen.

»Du erklärst mir jetzt erst mal, was passiert ist«, fordert ihr Freund sie auf und ignoriert mich weiter, was mich jedoch nicht davon abhält, ihn ausgiebig anzustarren. Er ist mit Abstand der schönste Mann, den ich je gesehen habe. Zu schade, dass er der Freund der Kleinen ist.

Als sie irgendwas von einer Prügelei murmelt, spannen sich seine Muskeln, die sich unter dem eng anliegenden Shirt abzeichnen, an und ich kann nicht anders, als mir vorzustellen, wie diese Arme mich halten. Mein Gesicht muss einen verträumten Ausdruck angenommen haben, denn ich höre mich selbst seufzen. Dann ist es plötzlich still im Zimmer. Die beiden starren mich an.

»Einen Arzt?«, wiederholt das Mädchen Augen rollend.

»Oh, ja! Hole ich sofort.« Peinlich berührt verlasse ich das Zimmer.

Zehn Minuten später werde ich von Schwester Carola mit einem feuchten Händedruck aus meinen Diensten entlassen. Zum Abschied überreicht sie mir im Namen des Kollegiums eine hässliche Topfpflanze, die bestimmt von einem Patienten vergessen wurde. Vielleicht absichtlich. Die senfgelben Blüten lassen die Köpfe hängen und ich nehme mir vor, das Teil in der nächsten Mülltonne zu versenken.

Auf dem Weg zum Treppenhaus komme ich an Zimmer achtundzwanzig vorbei und erlebe die lautstarke Auseinandersetzung zwischen der Gruftigöre und Dr. Olbrecht. Ich kann es mir nicht verkneifen, einen kurzen Blick durch die angelehnte Tür zu werfen. Das Mädchen untermalt ihre pausenlosen Schimpftiraden, indem sie wild mit den Händen gestikuliert, während Dr. Olbrecht roboterartig den Kopf schüttelt, ohne selbst zu Wort zu kommen. Ihr hübscher

Freund sitzt neben den beiden und beobachtet den Arzt mit glasigem Blick. Er sieht müde aus und abwesend. Kein Wunder, wer würde nicht so aussehen, wenn seine Freundin mit solchen Verletzungen ins Krankenhaus käme? Ich beobachte ihn eine Spur zu lange, denn plötzlich steht er auf und sein Blick fällt auf mich. Ich zucke zurück, doch da bemerke ich sein Lächeln, das etwas schief sitzt. Mein Herz hämmert gegen meinen Brustkorb und ich fühle mich ertappt. Hastig schließe ich die Tür hinter mir und sperre das Geschrei ein und mich aus. Dann atme ich tief durch und laufe dem Treppenhaus und meiner neu gewonnenen Freiheit entgegen.

Während draußen der düstere Winterabend an den Zugfenstern vorbeizieht, genehmige ich mir einen großen Schluck von dem Sekt, den ich auf dem Bahnhof in meine leere Saftflasche umgefüllt habe. Alleine im Zug Alkohol zu trinken, kam mir dann doch ein wenig ... armselig vor. Auch wenn ich mich beobachtet fühle, und mir obendrein wie eine Alkoholikerin vorkomme, straffe ich die Schultern, werfe meinen Zopf auf den Rücken und proste meinem entschlossen dreinblickenden Spiegelbild zu. *Prost Judy! Auf das Ende der Tyrannei!* Die Oma schräg gegenüber schaut sich verdutzt um und mustert mich argwöhnisch. Ups. Habe ich das etwa laut gesagt? Egal. Ich starre sie gnadenlos nieder, dann mache ich es mir in meinem Sitz bequem und packe die neueste Ausgabe der *VIP News* aus. Nichts lenkt mich besser ab, als die Problemzonen der Stars, neben denen mein eigenes, mickriges Leben angenehm bedeutungslos in den Hintergrund rückt.

Zwei Schwangerschaftsgerüchte und drei Trennungen später hält der Zug in unserem Nachbarort. Bevor ich überhaupt richtig zur Tür heraus bin, springt Leon auch schon an mir hoch.

»Judy ist wieder da! Meine Judy ist wieder da!«

Es ist, als hätte jemand die Flutlichtanlage in einem stockdunklen Stadion angeschaltet. Mein Lächeln spannt sich von einem Ohr zum anderen und ein überwältigendes Glücksgefühl durchströmt mich.

»Hey mein kleiner Fussel! Ich freue mich auch, dich zu sehen.« Ich wuschele durch Leons seidenglatte, blondes Haar und kann mich kaum sattsehen an diesem wunderbaren Kind.

»Komm schnell, Papa wartet schon!« Er legt seine kleinen Patschehändchen in meine und zieht mich aufgeregt in Richtung der parkenden Autos, wo mein Pa mich einige Sekunden später in die Arme schließt.

Auf der kurzen Fahrt in unser verschlafenes Dorf fragen die beiden mich über meine Arbeit im Krankenhaus aus und ich gebe bereitwillig Auskunft über die schrecklichste Zeit meines Lebens. Mein Vater kann ruhig wissen, in was meine Eltern mich da hineingeritten haben.

»Musstest du alten Opas den Popo abwischen?«, fragt Leon und zieht eine Schnute.

»So ähnlich«, gebe ich schmunzelnd zu und strubbele durch sein Haar, was ihm einen freudigen Aufschrei entlockt.

»Und wie waren die Kollegen so?«, fragt Pa.

Ich zucke die Schultern. »Schlecht gelaunte Schwestern und gestresste Ärzte. Du weißt schon.«

Darauf folgt nur ein leises Brummen.

»Und hast du auch jemanden opiert?«, fragt Leon mit leuchtenden Augen.

»O-pe-riert, Leon«, verbessere ich ihn. »Nein, hab' ich nicht. Dafür durfte ich Kaffee kochen, Tassen abwaschen, Bettwäsche wechseln, Essen austeilen, den Schwestern beim Waschen der Patienten helfen und zur Krönung des Ganzen habe ich gestern Kotze abgekriegt. Ups-«

»Judy!«, entfährt es Pa, doch Leon kringelt sich schon vor Lachen.

Als wir in unsere Einfahrt einbiegen und mein kleiner Bruder aus dem Auto hüpfte, singt er aus vollem Halse: »Judy hat Kotze abgekriegt! Judy hat Kotze-«

Der strenge Blick meiner Mutter, die im Türrahmen auf uns wartet, lässt ihn augenblicklich verstummen. Grinsend rennt er an ihr vorbei ins Haus und ich beiße mir verschämt auf die Unterlippe.

»Was hast du dem Kind nur wieder für Flausen in den Kopf gesetzt?«, fragt sie kopfschüttelnd.

»Sei nicht so streng, Cora. Der Junge liebt seine große Schwester«, antwortet Pa an meiner Stelle und streicht mir im Vorbeigehen mit der Hand über das Haar. Sofort fühle ich mich wieder wie ein kleines Mädchen. Mein Vater, der zwei Köpfe größer ist als ich, zieht Mama und mich gerne mit unserer geringen Körpergröße auf, aber heute lasse ich es ihm durchgehen. Mama sagt nichts dazu und nimmt mir stattdessen die Reisetasche ab. Unter ihrem Gewicht knickt sie kurz ein. »Was hast du denn alles dabei? Willst du wieder einziehen?«

Um Gottes Willen! Obwohl ich mein Zuhause wirklich liebe und oft vermisse, genieße ich jede freie Minute in meinen eigenen kleinen vier Wänden – egal, wie altmodisch die Wohnung auch ist.

»Maja und ein paar andere wollen sich später in der Baracke treffen«, erkläre ich.

Mama rümpft die Nase. »Aber ich dachte, wir machen uns ein schönes Familienwochenende, wo du doch nur so selten kommst.«

Selten bedeutet alle zwei Wochen. Mama will mir mal wieder ein schlechtes Gewissen einreden, aber heute funktioniert es nicht.

»Ich hab's versprochen. Wir machen uns morgen einen schönen Tag, ja?« Ich setze mein liebstes Lächeln auf und Ma seufzt resigniert.

Ehe eine von uns noch etwas sagen kann, kommt Leon in den Flur gepoltert und zieht mich in sein Kinderzimmer.

»Komm Judy, ich muss dir meine neuen Spielsachen zeigen!«

Lachend lasse ich mich mitreißen von diesem kleinen Wirbelwind, der mit seinem laufenden Meter bestimmt bald größer ist als ich.

Nachdem ich ausgiebig über die neuesten Legokreationen gestaunt und mit Leon über *Star Wars* philosophiert habe, wird es Zeit, mich fertig zu machen. Maja hat mir vorhin eine Nachricht geschrieben, um mich wissen zu lassen, dass wir uns um zwanzig Uhr an der Baracke treffen. So nennen wir den flachen Partyraum, der offiziell den Namen *Spaßoase* trägt und Majas Onkel gehört.

Nach der Schule sind die meisten aus unserem alten Freundeskreis weggezogen, um zu studieren. Von unserer damaligen Clique ist nur noch der harte Kern übrig. Er besteht aus Maja, Vincent, Tommy und mir und trifft sich, so oft es geht. Meine beste Freundin Maja macht mittlerweile eine Ausbildung zur Automobilkauffrau in einem Autohaus in der nächstgrößeren Stadt, Vincent hat in der Baufirma seines Vaters angefangen und Tommy hat sich für den Bundesfreiwilligendienst entschieden und fährt für die umliegenden Schulen Essen aus. Tommy heißt eigentlich Tomaso und war der heißeste Typ der ganzen Schule. Das gute Aussehen hat er eindeutig von seinem italienischen Vater geerbt. Alle Mädchen in der Klasse waren verliebt in ihn – alle außer Maja. Die hatte schon immer eine Schwäche für Vincent, der zugegebenermaßen auch ziemlich gut aussieht, aber nicht annähernd an Tommy herankommt. Beim Gedanken an Tommys dunkelbraune, fast schwarze Augen und die wilde Lockenmähne

beginnt es in meinem Bauch zu kribbeln. Ich bin in Tommy verknallt, solange ich denken kann und heute Abend will ich für ihn gut aussehen.

Ich breite gerade die in Frage kommenden Tops auf meinem Bett aus, als meine Ma im Türrahmen erscheint.

»Bisschen kühl für Februar«, meint sie und deutet mit spitzen Fingern auf die glitzernden Oberteile. Als sie meinen verträumten Gesichtsausdruck bemerkt, hebt sie eine Augenbraue. »Tommy?«

Ich nicke.

Ma verdreht die Augen, während ich mir die verschiedenen Outfits vor dem Spiegel anhalte. »Du weißt, was der Junge für einen Ruf hat«, erinnert sie mich. »Ich habe keine Lust, jetzt schon Oma zu werden.«

»Mama!«, entfährt es mir schrill.

»Du nimmst doch die Pille?«

Ich muss mich schwer zusammenreißen, um nicht aus der Haut zu fahren. Für das Blümchen-und-Bienchen-Gespräch kommt sie ungefähr zehn Jahre zu spät. Jeder Grundschüler weiß mittlerweile, wie das mit der Fortpflanzung funktioniert.

Als sie in meine ungläubig aufgerissenen Augen sieht, hebt sie abwehrend die Hände und geht rückwärts aus dem Zimmer. »Ich meine ja nur.«

Ich schließe die Tür hinter ihr und fahre mir mit den Händen übers Gesicht. Konzentration, Judy: Maja steht auf Vincent. Andere Mädchen sind heute Abend meines Wissens nicht da. Ich muss also richtig Eindruck auf Tommy machen, wenn ich möchte, dass er mich endlich wahrnimmt – als Frau, nicht als ehemalige Mitschülerin. Mit einem kritischen Blick in den Spiegel löse ich den Haargummi und schüttele mein Markenzeichen, den geflochtenen Zopf, aus. Zufrieden sehe ich dabei zu, wie sich meine blonden Haare weit über meine Schultern bis auf meinen Rücken ergießen. Und dann treffe

ich eine Entscheidung. Mit einem einzigen Handgriff fege ich die Glitzerteile vom Bett. Das bin einfach nicht ich. Ich werde Maja ihre Paillettenfummel gleich morgen zurückgeben. Sie sind mir ohnehin viel zu groß. Stattdessen entscheide ich mich für schwarze Ankle-Boots, dunkelblaue Skinny-Jeans, in denen ich glücklicherweise einmal nicht aussehe wie ein abgebrochener Gartenzweig, ein schlichtes schwarzes Shirt und eins von meinen karierten Flanellhemden. Das sieht schon viel eher nach Judy aus. In diesen Klamotten fühle ich mich wohl und schön. Kaum habe ich mein Outfit zusammengestellt, stelle ich überrascht fest, dass es bereits zehn vor acht ist. Ich rufe meinen Eltern einen schnellen Gruß zu und werfe die Haustür hinter mir ins Schloss.

Zur Baracke ist es nicht weit, aber für einen Song auf dem iPod reicht es allemal. Während Beyoncé über ihre *Single ladies* singt, tanze ich durch den frisch gefallenen Schnee und genieße die Kälte auf meinen Wangen. Erst jetzt realisiere ich so richtig, dass der Alptraum Krankenhaus ein Ende hat.

»Darauf müssen wir trinken!«, beschließt Maja und verteilt vier Sektklößen.

»Bah, Mädchenbrause.« Vincent verzieht angewidert das Gesicht, als er ihr ein Glas abnimmt.

Tommy grinst bloß. »Na dann, auf die Freiheit!«

Als wir uns zuprosten, bilde ich mir ein, dass er mir besonders tief in die Augen schaut und fühle mich ganz schwindelig. Ich kippe das Glas in einem Zug runter, was sonst gar nicht meine Art ist. Das Blubberwasser steigt mir sofort in den Kopf, doch Tommy füllt mein Glas gleich wieder auf.

»Und wie geht es jetzt weiter?« Er rückt näher zu mir.

Ich kann seine Körperwärme an meiner Hüfte spüren und sehe mich nach Maja um, doch die ist gerade mit Vincent am

anderen Ende des Raumes damit beschäftigt, die Anlage zum Laufen zu kriegen.

»Wie meinst du das?«, frage ich und versuche, Tommys Blick standzuhalten, was gar nicht so einfach ist, ohne dabei zu schmelzen wie Stracciatella-Eis unter der italienischen Sonne.

Um seine Augen herum bilden sich kleine Lachfältchen. »Na mit dir und deinem ... wie nennst du es nochmal?«

»Orientierungsjahr?«

»Genau. Was kommt als Nächstes, nachdem das Thema medizinischer Beruf abgehakt ist?«

Achso, das meint er. Für einen kurzen Moment dachte ich, er redet von etwas völlig anderem. »Ich fange nächste Woche in einem neu eröffneten Café an«, berichte ich lächelnd.

Tommys Grinsen wird breiter. »Als Kellnerin? Ich dachte, du willst studieren.«

Sofort verdüstert sich meine Miene wieder. »Hör bloß auf. Meine Eltern liegen mir damit schon ständig in den Ohren. Aber ganz ehrlich: Ich habe absolut keine Ahnung, *was* ich studieren soll. Deshalb werde ich jetzt einfach das tun, was *mir* Spaß macht. Der Rest wird sich schon irgendwie ergeben. Bis zum Sommer habe ich noch eine Menge Zeit.«

»Eigentlich schade«, meint Tommy nachdenklich.

»Was meinst du?«

»Na, dass du jetzt die Nase voll hast von Krankenhäusern. Du wärst bestimmt eine gute Ärztin geworden. Die Kohle ist auch nicht zu verachten. Und wenn ich mir dich so in einem engen, weißen Arztkittel vorstelle ...« Tommys Augen nehmen unter den dichten Wimpern eine noch dunklere Farbe an und seine Brauen wandern vielsagend nach oben.

Ich spüre, wie mir die Röte in die Wangen kriecht und stürze schnell das nächste Glas Sekt herunter. Seit wann flirtet

Tommy mit mir? In der Schule hat er mich nie beachtet. Wieso also jetzt? Und sollte ich mich nicht eigentlich darüber freuen?

»Und wie läuft dein BFD?«, wechsele ich schnell das Thema.

Er zuckt die Schultern. »Unspektakulär. Bin froh, wenn's vorbei ist.«

»Hast du schon eine Ahnung, was du danach studieren willst?« Mit seinem soliden Zweier-Abi stehen Tommy ebenfalls viele Türen offen.

Auf seinem Gesicht breitet sich erneut ein schelmisches Grinsen aus.

»Ich schätze, irgendwas mit Medien. Hab' gehört, dass man damit besonders gut bei den Frauen ankommt.«

Verblüfft klappe ich den Mund auf. »Das hast du doch gar nicht nötig.«

»Ach nein?« Er haucht die Worte nur und ich spüre seinen Atem, der nach fruchtigem Sekt riecht, an meiner Wange. Ich hätte nicht gedacht, dass sein Blick noch intensiver werden könnte. Bevor ich etwas erwidern kann, rückt Tommy näher zu mir und überbrückt den letzten Zentimeter zwischen unseren Körpern.

Aus dem Augenwinkel nehme ich Maja und Vincent wahr, die sich angeregt unterhalten und von einem Song zum nächsten wechseln.

Tommy legt den Arm um mich und fängt meinen Blick auf. Mir wird unfassbar heiß. Mein Gesicht neigt sich seinem wie von selbst entgegen und plötzlich liegen Tommys Lippen auf meinen und ich blende alles andere aus. Ich habe mir so oft vorgestellt, wie es wäre, ihn zu küssen, aber es sich zusammenzuphantasieren und es dann tatsächlich zu tun, ist ein himmelweiter Unterschied. Er küsst mich wild und drängend, seine Bartstoppeln kratzen an meinem Kinn. Tommy schmeckt nach Sekt und etwas anderem, das ich nicht richtig zuordnen kann. Der Kuss ist viel besser und intensiver, als ich

es mir je hätte ausmalen können. Und gleichzeitig so unwirklich. Der heißeste Junge der Schule hat Interesse an mir. An *mir!* Mein Herz macht einen Satz und ich koste dieses Gefühl in vollen Zügen aus. Nach einer Ewigkeit – oder vielleicht doch nur dreißig Sekunden? – löst er sich wieder von mir und fährt sich mit den Händen durch seine schwarzen Locken. Seine Wangen sind ebenso gerötet wie meine, auf seinen Lippen liegt ein verwegenes Grinsen.

Unsicher lächelnd sehe ich mich nach meiner Freundin um. Maja sitzt mit verschränkten Armen neben Vincent auf einem Tisch neben der Anlage, aus der irgendein Après-Ski-Hit wummert und grinst mich vielsagend an. Vincent neben ihr genauso.

Tommy drückt meine Hand. »Wollen wir woanders hin?«

Meine Finger verflechten sich automatisch mit seinen. Mein Gehirn ist abgeschaltet, meine Gedanken sind komplett aus der Spur geraten. Hand in Hand laufen wir nach draußen.

»Ich will alles wissen. Morgen!«, flüstert mir Maja im Vorbeigehen zu, dann fällt auch schon die Tür hinter uns ins Schloss.

In der nächsten Sekunde hat sich Tommy vor mir aufgebaut und ich spüre die Hauswand im Rücken. Er drängt seinen Körper an meinen und schaut mich gierig an.

Mein Herz springt jeden Moment aus meiner Brust. Ich kann gar nicht mehr aufhören zu lächeln, bis er meinen Mund mit einem Kuss versiegelt. Warum kann dieser italienische Macho nur so unglaublich gut küssen? Ich verliere das Gefühl für Zeit und Raum und kralle meine Finger in den Rücken seines Mantels, während er eine Hand in meinen Nacken legt. Mit dem anderen Arm drückt er mich noch näher an sich. Er schmeckt so unfassbar gut, am liebsten würde ich in ihn hinein krabbeln. Als wir uns wieder voneinander lösen, schaut er

mich schwer atmend an. In seinem Blick kann ich lesen, was er mir gleich sagen wird.

»Kommst du mit zu mir?« Noch immer außer Atem presst er die Worte hervor, für die ich vor einem halben Jahr ohne mit der Wimper zu zucken gemordet hätte. Die Worte, die ich immer von ihm hören wollte und die doch so unerreichbar schienen. Ich sage nichts.

Ich lächle.

Ich grinse.

Ich strahle.

Und nicke.

Kapitel 4 – Ben



Irgendwie hat Toni mich dazu gebracht, die Entlassungspapiere entgegen der Empfehlung des Arztes zu unterschreiben. Dr. Olbrecht verurteilte unsere Entscheidung zwar als unverantwortlich, doch das hat Toni nur ein müdes Schulterzucken entlockt, gepaart mit einem bösen Blick. Und das kann sie wirklich gut. Ich habe noch nie einen dermaßen eingeschüchterten Weißkittel gesehen. Den Anblick, wie er kopfschüttelnd das Zimmer verließ, werde ich so schnell nicht vergessen.

»Hilfst du mir jetzt oder was?«

»Was hast du gesagt?« Die Welt um mich herum ist gerade so schön still und friedlich. Tonis Worte müssen sich erst durch eine dicke Schicht Watte kämpfen, bis sie bei mir ankommen.

Ihr skeptischer Blick bohrt sich einige Sekunden zu lang in meinen. Beschämt senke ich den Kopf.

»Das ist doch nicht dein Ernst!« Ihre wütende Stimme klingelt in meinem Kopf.

»Toni, ich–«

»Halt die Klappe. Du solltest dich zurückhalten. Das war der Deal.« Ihr enttäuschter Gesichtsausdruck zerreißt mir das Herz.

Scheiße, sie hat ja recht.

»Los, hilf mir hier raus.«

Ich stütze sie auf dem Weg bis zum Auto, das Sandy schief vor dem Haupteingang abgestellt hat.

»Wer ist denn *die* Tussi? Sag bloß, das ist deine Neue«, raunt Toni mir zu. Wenigstens ist sie dabei so leise, dass Jesus es nicht hören kann.

»Das ist Jesus' neue Freundin«, erkläre ich matt.

Statt einer Antwort entfährt Toni ein ungläubiges Schnauben. Sie mustert die dralle Blondine neben meinem besten Freund, als wäre sie ein besonders saftiges Steak, das sich unmöglich auf Jesus' Teller verirrt haben kann.

»Hey, du musst Antonia sein. Tut mir echt leid, was mit dir passiert ist.« Sandy legt meiner Schwester mitfühlend eine Hand auf die Schulter und Toni zuckt instinktiv zusammen.

»Du müsstest den anderen mal sehen«, nuschelt sie halberzig, anstatt die beiden zu begrüßen.

Bis auf ein paar knappe Erklärungen, wo Sandy abbiegen muss, fahren wir schweigend zu uns nach Hause. Jesus übernimmt die Navifunktion für mich, denn ich fühle mich im Moment zu nichts in der Lage. Träge hänge ich in meinem Sitz und starre zum Fenster hinaus. Wieder mal wird mir der Unterschied zwischen dem Stadtzentrum und der Nordstadt bewusst. Selbst die schummerige Beleuchtung der Straßenlaternen kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Wohngegenden, die wir durchqueren, immer trister und heruntergekommenener aussehen, bis wir schließlich unser Viertel am Stadtrand erreichen. Kein normaler Mensch würde freiwillig hierher ziehen. Außer er hat keine Wahl. So wie wir.

Unsicher späht Sandy zu einer Gruppe Jugendlicher hinüber, die sich auf den Treppenstufen vor einem Blockeingang niedergelassen haben und in ohrenbetäubender Lautstärke Musik hören. Oder was man so Musik nennt. Im Schlepptau haben sie zwei Kisten Bier und mehrere Flaschen, die verdächtig nach Hochprozentigem aussehen, obwohl die Jungs bestimmt noch nicht mal sechzehn sind. Die Mädels sehen allesamt aus wie Chantal aus *Fack ju Göthe*.

Seufzend streiche ich mir mit der Hand über den Nacken und stelle fest, dass ich dringend einen Haarschnitt bräuchte.

Sandy parkt ihren schicken Sechser-Golf vor unserem Wohnblock und ich helfe Toni beim Aussteigen. Sandy sieht immer wieder unsicher zu Jesus rüber. »Du, Chrissie ...«

»*Chrissie?*«, frage ich etwas zeitverzögert. »Echt jetzt?«

Mit einem schmerzhaften Schlag in die Seite bringt Jesus mich zum Schweigen. »Sie wird mich ja wohl kaum Jesus nennen«, zischt er. Dann wendet er sich mit treuherzigem Blick seiner Freundin zu.

»Danke fürs Fahren, Süße. Du bist ein Schatz. Ich helfe Ben noch mit Toni. Sehen wir uns morgen?« Jesus nimmt Sandy in seine Arme. Ihren Abschiedskuss muss ich mir nicht geben, deshalb wende ich schnell den Kopf ab und kümmere mich lieber um Toni.

Sandy fährt mit quietschenden Reifen ab – wahrscheinlich kann sie es kaum abwarten, aus dieser Gosse rauszukommen. Und ich kann sie gut verstehen. Keine Ahnung, wo sie wohnt oder welchen Job sie hat, aber sie kann es nur besser getroffen haben als wir.

Nachdem wir Toni die sechs Stockwerke mehr oder weniger hochgetragen haben, fällt Jesus schnaufend aufs Sofa.

»Du brauchst eindeutig mehr Training«, grinse ich und halte ihm eine Flasche Billig-Cola entgegen. Jesus nimmt einen großen Schluck, ohne auf meinen Kommentar einzugehen.

»Und du und Sandy, das ist jetzt was Ernstes, ja?«, frage ich betont beiläufig, während ich mich neben ihm niederlasse.

»Sieht so aus.« Er strahlt mich an wie eine Tausend-Watt-Birne.

»Freut mich, Alter. Wenn es einer verdient hat, dann du.« Und das meine ich absolut ehrlich. Jesus, der eigentlich Christian Salzmann heißt, ist fünfundzwanzig und damit fünf Jahre

älter als ich. Er hat mich damals in der Schule dabei erwischt, als ich mich heimlich ins Computerkabinett geschlichen habe. Ich war gerade in der Fünften, ein kleiner Knips, der dachte, man könnte das Internet auf einer CD-ROM abspeichern und zu Hause auf den eigenen Computer laden. Natürlich hat Jesus mich ausgelacht, aber dann hat er mir angeboten, eine Runde mit ihm zu zocken und von da an haben wir fast jeden Nachmittag bei ihm zu Hause verbracht und *Die Siedler* oder *Need for Speed* gespielt. Er hat mich mit seiner Liebe für Bits und Bytes angesteckt und meine Begeisterung für Technik geweckt. Doch im Gegensatz zu ihm habe ich es nicht bis zum Master in Informatik gebracht und ich arbeite auch nicht für eine der größten Firmen der Stadt und verdiene auch keinen Arsch voll Geld. Ich hab´ es noch nicht mal bis zum Abitur gebracht, um genau zu sein. Trotzdem sind wir Freunde geblieben und das rechne ich ihm hoch an. Wer sonst an seiner Stelle würde sich mit einem Loser wie mir abgeben?

»Und jetzt?« Jesus´ Blick wandert zu Tonis Zimmertür.

Ich zucke die Schultern. »Sie wollte unbedingt nach Hause und hat den Arzt so lange bequatscht, bis er die Entlassungspapiere rausgerückt hat. Aber begeistert war er nicht.«

»Glaub ich dir. Hat sie noch Schmerzen?«

»Denke schon. Sie muss am Montag zum Hausarzt und sich krankschreiben lassen. So kann sie auf keinen Fall in die Schule.«

Denn mal abgesehen von den geprellten Rippen, die sie von ihrer kleinen Prügelei davongetragen hat, ist da auch noch dieses riesige blaue Auge. Das gibt nur Gerede und das können wir gar nicht gebrauchen. Zum Glück konnte Toni den Ärzten weismachen, sie wäre bloß die Treppe runtergefallen. Im Notlügen und Wahrheit-Zurechtbiegen waren wir schon immer einfallsreich.

»Dass sie aber auch nicht einfach mal die Füße stillhalten kann«, platzt es aus mir heraus. Innerhalb von zwei Sekunden bin ich auf Hundertachtzig. »Die Aktion hätte sie echt stecken lassen können. Wenn das Jugendamt davon Wind bekommt ...« Ich lasse den Satz unvollendet in der Luft hängen.

Jesus schweigt. Er kennt unser Dilemma. »Wie lange noch?«

»Drei Monate. Am dreißigsten Mai wird sie achtzehn.«

»Und ihr habt eure Ruhe.«

»Genau.«

Ich kann es kaum erwarten.

Mehr unter forever.ullstein.de